

REFINERY



Heinrich Harrer
**SIEBEN JAHRE
IN TIBET**

Mein Leben am Hofe
des Dalai Lama

beschlossen, die Stelle aus einem Versteck zu beobachten, denn wir konnten nicht glauben, daß die Pilgerstraße hier plötzlich abbrechen sollte. Richtig setzte der Pilgerstrom bereits am frühen Morgen ein und überquerte zu unserem größten Erstaunen gerade dort den Bach, wo wir es in der Nacht viele Stunden hindurch vergeblich versucht hatten. Wie das zugeht, konnten wir leider nicht ausmachen, denn ein Wald nahm uns die Sicht. Ebenso merkwürdig und unerklärlich schien es uns, daß der Pilgerstrom schon am frühen Vormittag wieder abbrach.

Am nächsten Abend versuchten wir wieder an derselben Stelle hinüberzukommen. Und wieder war es unmöglich! Endlich ging mir ein Licht auf: Es mußte sich hier um einen Bach handeln, der das Wasser der Schneeschmelze führte. Diese Bäche werden von Schnee und Eis der Gletscher gespeist und führen ihre größte Wassermenge vom Vormittag bis spät in die Nacht hinein. Am frühen Morgen haben sie ihren niedrigsten Stand.

Es war, wie ich vermutet hatte: Als wir im ersten Morgengrauen wieder vor unserem Bach standen, sahen wir die Baumstämme einer primitiven Brücke aus dem Wasser treten. Vorsichtig balancierten wir über sie hinweg und erreichten das andere Ufer. Leider tauchten aber immer wieder neue Wasserarme vor uns auf, die ebenso mühsam überquert werden mußten. Ich hatte schließlich das letzte Rinnsal glücklich hinter mir, als Marchese ausrutschte und ins Wasser fiel. Zum Glück oberhalb des Baumstammes, sonst hätte ihn die Strömung mitgerissen. Als er völlig durchnäßt und erschöpft wieder neben mir stand, war er nicht zu bewegen, weiterzugehen. Trotz meines Drängens, mit mir doch bis in den Wald zu kommen, breitete er seine Sachen aus und begann ein Feuer zu machen. Zum erstenmal bereute ich, seinen wiederholten Bitten, die Flucht allein fortzusetzen, nicht gefolgt zu sein. Immer hatte ich darauf bestanden, daß wir gemeinsam durchhalten müßten ...

Da stand auch schon ein Inder vor uns, und mit einem Blick auf die europäischen Gegenstände, die auf dem Boden lagen, begann er uns auszufragen. Jetzt erst begriff Marchese, wie gefährlich unsere Lage war. Rasch packte er seine Sachen zusammen, aber wir hatten kaum ein paar Schritte getan, als ein zweiter, sehr stattlicher Inder uns entgegentrat, dem zehn handfeste Männer folgten. In perfektem Englisch verlangte er unsere Pässe. Wir taten, als ob wir ihn nicht verstünden, und gaben uns als Pilger aus Kaschmir aus. Er überlegte eine Weile und traf dann eine sehr kluge Entscheidung, die für uns leider das Ende bedeutete. Zwei Kaschmiri, sagte er, seien im nächsten Haus. Wenn wir uns mit ihnen verständigen könnten, dürften wir weitergehen. Welcher verheulene Zufall mußte gerade jetzt zwei Kaschmiri in die Gegend führen? Ich hatte diese Ausrede nur benutzt, da es zu den größten Seltenheiten gehört, hier Leute aus Kaschmir anzutreffen.

Die zwei, von denen er sprach, waren als Fachleute für Überschwemmungsschäden hierher gerufen worden. Als wir ihnen gegenüberstanden, sahen wir ein, daß der

Augenblick unserer Entlarvung gekommen war. Wie für diesen Fall ausgemacht war, begann ich mit Marchese Französisch zu sprechen. Sofort fiel uns der Inder in derselben Sprache ins Wort und forderte uns auf, unsere Rucksäcke zu öffnen. Als er meine englisch-tibetische Grammatik sah, meinte er, es wäre besser, uns zu erkennen zu geben. Wir gaben nun zu, Flüchtlinge zu sein, verrieten jedoch unsere Nationalität nicht und sprachen Englisch mit ihm.

Obwohl wir bald darauf in einem gemütlichen Zimmer beim Tee saßen, fühlte ich mich grenzenlos enttäuscht. Es war der achtzehnte Tag unserer Flucht, und alle Entbehrungen und Strapazen, die wir erduldet hatten, waren umsonst gewesen. Der Mann, der uns ausgefragt hatte, war der oberste Chef des Forstwesens im Staate Tehri-Gharwal. Er hatte auf den Hochschulen Englands, Frankreichs und Deutschlands Forstwissenschaft studiert und beherrschte daher alle drei Sprachen. Wegen der Überschwemmung – einer in dieser Gegend seit hundert Jahren nicht mehr erlebten Katastrophe – war er zur Inspektion hierher gekommen. Lächelnd bedauerte er seine Anwesenheit. Aber da ihm die Meldung nun einmal erstattet worden war, mußte er seine Pflicht tun.

Wenn ich heute das Zusammentreffen aller Umstände bedenke, die zu unserer Festnahme führten, muß ich sagen, daß es wirklich mehr als Pech war, dem wir machtlos gegenüberstanden. Trotzdem zweifelte ich keine Minute daran, daß ich auch diesmal wieder ausbrechen würde. Marchese war jedoch so sehr erschöpft, daß er nicht mehr mitmachen wollte. Kameradschaftlich überließ er mir den größten Teil seines Geldes, da er wußte, wie knapp ich daran war. Ich nützte den Tag tüchtig aus und aß, was nur Platz hatte, denn wir waren schon mehrere Tage vorher fast ohne Nahrung marschiert. Der Koch des Forstmeisters schleppte ununterbrochen Eßbares herbei, und ich ließ immer die Hälfte davon in meinen Rucksack verschwinden. Es war noch früh am Abend, als wir vorgaben, müde zu sein und schlafen zu wollen. Die Tür unseres Zimmers wurde hinter uns zugesperrt, und auf der Veranda vor unserem Fenster ließ der Forstmeister, um uns auch diesen Fluchtweg zu versperren, sein Bett aufstellen. Als er einen Augenblick abwesend war, markierten wir einen Streit, den wir vorher genau besprochen hatten: Marchese polterte laut im Zimmer und schrie und schimpfte abwechselnd mit hoher und tiefer Stimme, als ob wir beide wild miteinander stritten. Währenddessen schwang ich mich mit dem Rucksack durch das Fenster auf das Bett des Forstmeisters und lief an das Ende der Veranda. Es war inzwischen dunkel geworden. Ich wartete einige Sekunden, bis die patrouillierende Wache um die Hausecke verschwunden war. Dann sprang ich die vier Meter hinunter, den vierzig Kilogramm schweren Rucksack in der Hand. Der Boden war nicht sehr hart und der Aufprall nicht allzu heftig. Ich erholte mich rasch vom Fall und verschwand über die Gartenmauer im pechschwarzen Wald.

Ich war frei ...

Alles blieb still. Trotz der Aufregung mußte ich lächeln, wenn ich an Marchese dachte, der verabredungsgemäß in seinem Zimmer weiterschimpfte, oder an den Forstmeister,

der in seinem Bett vor dem Fenster Wache hielt ...

Doch ich mußte weiter und rannte in meiner Aufregung in eine rastende Schafherde. Ehe ich zurück konnte, hatte mich auch schon ein Hund am Hosenboden gefaßt und ließ erst los, als er ein Stück davon herausgerissen hatte. In meinem Schreck lief ich den erstbesten Weg entlang, merkte aber bald, daß er viel zu steil aufwärts führte. Nein, hier konnte es nicht weitergehen! Also zurück, um die Schafherde herumgeschlichen und auf dem anderen Weg weiter. Bald nach Mitternacht aber mußte ich feststellen, daß ich mich wiederum verirrt hatte. Also nochmals in atemloser Eile ein paar Kilometer zurück. Durch diese Irrwege hatte ich vier Stunden verloren, und es begann bereits zu tagen. Als ich um eine Wegecke bog, erblickte ich in etwa zwanzig Meter Entfernung einen Bären, der aber zum Glück davontrollte, ohne von mir Notiz zu nehmen. Als es Tag geworden war, versteckte ich mich wieder, obwohl die Gegend noch keine Spur einer menschlichen Besiedlung zeigte. Ich wußte indes, daß vor der tibetischen Grenze ein Dorf kommen mußte. Dahinter erst lag endlich die Freiheit! Ich marschierte die ganze nächste Nacht und war schon auf 3000 m Höhe gekommen. Langsam begann ich mich zu wundern, daß ich das Dorf noch nicht passiert hatte. Nach meinen Aufzeichnungen mußte es am anderen Flußufer liegen, und eine Brücke sollte hinüberführen. War ich vielleicht schon daran vorbei? Aber ein Dorf war doch kaum zu übersehen – tröstete ich mich und marschierte sorglos weiter, auch als es heller wurde.

Das war mein Unglück. Denn als ich um den Schuttkegel einer Geröllhalde bog, stand ich direkt vor den Häusern des Dorfes und vor einer ganzen Schar wild gestikulierender Leute! Der Ort war auf meinen Karten falsch eingezeichnet gewesen, und durch mein zweimaliges Verlaufen in der Nacht war es meinen Verfolgern gelungen, mich zu überholen. Sofort war ich umringt, das ganze Dorf stand um mich herum. Ich wurde aufgefordert, mich freiwillig zu fügen, dann führte man mich in ein Haus und bewirtete mich.

Hier traf ich auch zum erstenmal mit tibetischen Nomaden zusammen, die mit ihren Schafherden Salz nach Indien bringen und dafür Gerste zurück nehmen. Zum erstenmal wurde mir der tibetische Buttertee mit Tsampa gereicht, die Hauptnahrung dieses Volkes, von der auch ich später jahrelang leben sollte. Diesmal aber protestierten Magen und Darm noch ziemlich energisch gegen die ungewohnte Speise.

Zwei Nächte verbrachte ich in diesem Dorf, das Nelang hieß. Obwohl ich mit neuen Fluchtgedanken spielte und auch manche Möglichkeit dazu feststellte, war ich zum erstenmal viel zu müde und entmutigt, um sie in die Tat umzusetzen.

Die Rückreise war, verglichen mit den bisher ausgestandenen Strapazen, ein Vergnügen. Ich brauchte nichts zu tragen und wurde sehr gut und regelmäßig gepflegt. Unterwegs traf ich auch wieder mit Marchese zusammen, der sich noch immer als Gast des Forstmeisters in dessen privatem Bungalow aufhielt. Auch ich wurde dazu eingeladen. Und wer beschreibt meine Überraschung, als wenige Tage später noch zwei

weitere aus unserem Lager ausgebrochene Internierte eingeliefert wurden und ich in dem einen meinen alten Expeditionskameraden Peter Aufschnaiter wiederfand. Der andere war ein Pater Calenberg.

Inzwischen hatte ich erneut begonnen, mich ernsthaft mit dem Gedanken einer Flucht zu beschäftigen. Ich schloß Freundschaft mit einem Inder unserer Bewachungsmannschaft, der für uns kochte und mir vertrauenerweckend schien. Ihm übergab ich meine Landkarten, den Kompaß und mein Geld, da ich wußte, daß die uns bevorstehende Leibesvisitation es mir unmöglich machen würde, diese Dinge wieder in das Camp einzuschmuggeln. Ich besprach also mit dem Inder, daß ich im nächsten Frühjahr wiederkommen und alles abholen würde. Er sollte sich im Mai Urlaub nehmen und auf mich warten. Das alles versprach er mir hoch und heilig. Nun ging es also zurück ins Camp – ein bitterer Weg, den ich nur im Gedanken an einen neuerlichen und baldigen Fluchtversuch ertrug.

Marchese war noch immer krank und konnte daher die Reise nur zu Pferd zurücklegen. Noch einmal gab es eine angenehme Unterbrechung: Wir wurden vom Maharadscha von Tehri-Gharwal freundlichst zu Gast geladen und glänzend bewirtet. Dann ging es wieder dem Staheldraht entgegen.

Eine sichtbare Spur hatte diese Fluchtepisode aber doch an mir hinterlassen: Als wir auf unserer Weiterreise einmal an einer heißen Quelle vorbeikamen und darin ein Bad nahmen, hielt ich plötzlich meine Kopfhaare büschelweise zwischen den Fingern. Die Farbe, die ich benutzt hatte, um mich in einen Inder zu verwandeln, war offenbar schädlich gewesen.

Nach dieser unfreiwilligen Enthaarungskur und allen Strapazen, die ich ausgestanden hatte, fiel es manchem von meinen Kameraden schwer, mich wiederzuerkennen, als wir endlich im Lager eintrafen.

Eine gewagte Maskerade

»You made a daring escape. I am sorry, I have to give you twentyeight days!« sagte der englische Oberst, der uns im Lager in Empfang nahm.

Achtunddreißig Tage hatte ich die Freiheit genossen, nun mußte ich in einer Einzelzelle achtundzwanzig Tage lang die für Fluchtversuche vorgesehene Strafe abbüßen. Doch da man auf englischer Seite dem »kühnen Fluchtversuch« eine gewisse ritterliche Anerkennung nicht versagte, wurde die Strafzeit nicht so streng gehandhabt, wie es sonst üblich war.

Als ich meine Einzelhaft verbüßt hatte, hörte ich, daß Marchese die gleiche Strafe in einem anderen Teil des Lagers hatte absitzen müssen. Er versprach, mir bei meinem nächsten Fluchtversuch behilflich zu sein; er selbst aber wollte nichts mehr davon wissen. Ohne auch nur einen Tag zu verlieren, begann ich sofort wieder neue Karten zu zeichnen und meine auf der Flucht gemachten Erfahrungen zu verwerten. Vom Gelingen meines neuen Fluchtversuches war ich fest überzeugt. Diesmal wollte ich allein gehen.

Mit meinen Vorbereitungen beschäftigt, verging der Winter rasch, und die neue »Fluchtsaison« fand mich wohlgerüstet. Ich wollte diesmal früher starten, um das Dorf Nelang noch zu passieren, solange es unbewohnt war. Auf die Rückgabe meiner dem Inder anvertrauten Sachen hatte ich mich nicht verlassen, sondern die wichtigsten Gegenstände neu beschafft. Ein rührender Beweis von Kameradschaft im Lager waren die Geldspenden, mit denen man mir zu Hilfe kam, obwohl jeder seine kleine Barschaft selbst gut gebrauchen konnte.

Ich war nicht der einzige, der ausreißen wollte. Meine zwei besten Freunde, Rolf Magener und Heins von Have, bereiteten ebenfalls ihre Flucht vor. Beide sprachen fließend Englisch und wollten den Weg durch Indien zur Burma-Front nehmen. Have hatte schon zwei Jahre vorher bei einem Fluchtversuch mit einem Kameraden Burma fast erreicht, doch waren sie kurz vor der Grenze erwischt worden. Bei einem zweiten Versuch verunglückte sein Freund tödlich. Auch andere Lagerinsassen – drei oder vier, so hieß es – hatten Fluchtabsichten. Zu siebt fanden wir uns schließlich zusammen und beschlossen, den Ausbruch aus dem Lager gemeinsam zu unternehmen, denn bei mehreren Einzelversuchen wäre der Alarmzustand verschärft und die Flucht für die Nachfolgenden sehr erschwert worden. War der Ausbruch geglückt, dann konnte jeder seinen eigenen Plänen folgen. Peter Aufschnaiter, der diesmal den Salzburger Bruno Treipel zum Partner hatte, und die Berliner Hans Kopp und Sattler wollten wie ich nach Tibet fliehen.

Am 29. April 1944 nach dem Mittagessen sollte es losgehen. Unser Plan war, als Stacheldraht-Reparaturgruppe verkleidet, die Freiheit zu gewinnen. Solche